



Bromberg, Sonntag, den 16. Juni.

— Am Saun. —

Am Hause ist ein Garten,
Am Garten ist ein Saun,
Kannst Du ein wenig warten,
So giebt's da was zu schau'n.

Ja, wart' nur, bis es dunkelt;
Das ist die rechte Zeit.
Dan hoch' nur, wie es munkelt,
Horch! Kaucht da nicht ein Kleid?

Es raschelt und es knispert —
Satt konnte man sich graun' —
Es plärrt und es wispert
Und fñhrt sich über'n Saun.

Da klappt es von Pantoffeln —
„Wo stößt Du denn, Marie?“
„Ich sah nach den Kartoffeln
Und nach dem Sellerie!“

Heinrich Seidel.

Fräulein Wahrendorf.

Novelle von A. Litten.

[Fortsetzung.] [Nachb. verb.]

„Nicht so direkt,“ sagte die Sanitätsrätin. „Aber da war noch ein Bruder, welcher nicht gerade zur Verherrlichung des Namens Wahrendorf beitrug. Er war ein Musikschwärmer, sollte Kaufmann werden, kurz, eines Tages war er verschwunden, mit ihm aber auch eine Geldsumme, die er für seinen Chef von der Post zu holen geschickt war. Er hat sie zwar, bevor er in Hamburg zu Schiff ging, wiedergefandt, aber Diebstahl bleibt nun einmal Diebstahl, und seine Schwester, deren Liebling das Fräuleinchen war, kann stolz auf ihr Erziehungsresultat sein.“ Frau Kat hatte eigentlich nicht so detailliert über das fatale Ereignis berichten wollen, aber in dem fest auf sie gerichteten Blick ihres Zuhörers lag etwas so Zwingendes, daß sie nicht anders konnte.

Als sie geendet, hob sich Hallervordens breite Brust in tiefem Atemzuge, dann lenkte er geschickt das Gespräch auf andere Dinge und war bald wieder der geistvolle, heitere Gesellschafter, als welchen man ihn in seinen Kreisen kannte. Nur die dringende Ein-



Ein guter Tropfen.

ladung, den Abend im Möllner'schen Hause zu verleben, konnte er leider nicht annehmen; er bedauerte sich selbst deswegen, aber — „Die Pflicht, meine gnädige Frau, ist nun einmal eine Despotin, der gegenüber unsere liebsten Wünsche verstummen müssen!“

Dieser sein eigener Anspruch war es, der an einem der nächsten Tage, gerade als Professor Hallervorden sich zum Ausgehen rüstete, so deutlich in ihm wiederklang, daß er ärgerlich den Hut, welchen er soeben ergriffen hatte, wieder von sich warf und, unentschlossen im Zimmer stehen bleibend, nachdenklich auf die Arabesken des Smyrna-teppichs starrte. Die Pflicht ist eine Despotin, der gegenüber unsere liebsten Wünsche verstummen müssen.

Warum hörte er gerade jetzt, wo er im Begriffe stand, ein Stündchen bei Fräulein Wahrendorf zu verplaudern, diese Worte so deutlich an seinem Ohr, so gewichtig, wie von einer warnenden Stimme gesprochen! Hatte er denn etwa vor, sich den Geboten der Pflicht zu entziehen? Ein paar Minuten stand er regungslos, dann hob er energisch den Kopf. Ja, es war ein Körnchen Wahrheit in dem boshaften Geschwätz der selbstichtigen, herzlosen Frau gewesen.

er durfte Edith nicht mehr auffuchen, sie stand allein und hatte darum doppelt auf der Hut vor den vergifteten Pfeilen der Bosheit und der Verleumdung zu sein. Wenn ein Weib im Schoße der Familie lebt, den Vater, den Gatten, einen Bruder zur Seite hat, wagen sich dieselben nicht so leicht heran, nur das unbeschützte gilt ihnen als willkommene Zielscheibe.

Was die Welt wohl sagen würde, wenn sie wüßte, daß Professor Hallervorden seit Beginn des neuen Jahres wöchentlich ein paar Mal eine Dämmerstunde bei Fräulein Wahrensdorf verlebte, wie man darüber lachen, sich wundern, flüstern würde! Und wie die spitzen Pfeile hageldicht zur die seine, schwächliche Gestalt, um das braune, schlichte Köpfchen schwirren würden.

Es war ja Unsinn; sie war ein altes Mädchen, und sein Haar, soweit es ihn angestrenzte Thätigkeit nicht geraubt, zeigte bereits, wenigstens an den Schläfen, silbernen Schimmer, aber — er seufzte ungeduldig — er kannte die Welt. Und da er sie kannte, war es seine Sache, Edith vor ihr zu schützen, wenigstens nicht länger der Verleumdung die Wege zu ihr zu weisen. Sie selbst war ja viel zu rein, zu kindlich — ja, ja, trotz ihrer Jahre zu kindlich! — in ihrem Empfinden; sie würde seine Besuche mit derselben Harmlosigkeit empfangen, wie bisher und gewiß in höchster Verwunderung die klugen, grauen Augen öffnen, wüßte sie, was jetzt sein Denken beschäftigt. Aber doch — er nahm seinen Hut von dem Stuhl, auf welchen er ihn vorhin geworfen, und stülpte ihn einem bärtigen, mildblickenden Vestulap, dessen Blüte auf schwarzem Postament im Bereiche seiner Hand stand, ärgerlich auf den Kopf — er mußte sie fortan meiden; die Pflicht verlangte dieses Opfer. Ja wohl, Opfer! Er hatte sich nun einmal an diese Abendstunden gewöhnt, sie förmlich als Erholung nach den Anstrengungen seines Berufes, als Belohnung für heißes Geistesmühen betrachtet, sich schon stundenlang vorher ausgemalt, wie es in den grauen Augen aufleuchten würde, wenn er ins Zimmer treten, wie sich ihr blaßes Gesicht im eifrigen Disput — sie verstand ihm ja, klug und doch in bescheidener Zurückhaltung auf manches Gebiet zu folgen, welches Frauenaugen gewöhnlich verschlossen bleibt — röien, wie sie mit ihrem schwebenden Schritt durchs Zimmer gleiten, den Theetisch herrichten würde, um ihm mit der kleinen Hand das duftende Getränk im schöngeschliffenen, altertümlichen Glase zu kredenzen. Besteres war ihm auf dem geschnitzten Borde an der Zimmerwand ausgefallen, er hatte es bewundert und seitdem hatte er stets seinen Thee daraus trinken dürfen, wenn er Ediths Gast gewesen. Ja gewiß, auch sie hatte seine Besuche gern gesehen, sich gefreut, daß sich jemand von der Behaglichkeit ihres Heims angezogen fühlte, sie mit jemand ihre Gedanken austauschen konnte.

Armes Mädchen, wie allein sie war! Und wie mutig sie ihr hartes Los trug! Nie eine Klage, nie ein bitteres Wort, nie ein Vergleich mit anderen Glücklicheren! Geduldig ging sie ihres Weges und war dankbar für jeden Sonnenstrahl, welcher auf denselben fiel.

Ob er doch zu ihr ging? Nur auf ein Viertelstündchen? Nein, nein, das wäre Schwäche! Professor Hallervorden setzte sich an seinen Schreibtisch und tauchte die Feder so tief in das Tintenfaß, daß es einen kleinen, schwarzen Sprühregen gab, als er sie wieder herauszog, und er einen neuen Bogen nehmen mußte, aber auch dann dauerte es noch geraume Zeit, ehe sich das Papier mit seiner krausen Gelehrtenchrift bedeckte.

Seit vierzehn Tagen hatte sich die eben geschilderte kleine Szene mit wenigen Ausnahmen täglich wiederholt. Immer, wenn sich der kurze Wintertag seinem Ende zuneigte, wenn die Dämmerung in ihrem grauen Gewande ins Zimmer huschte und, über den Stuhl des Gelehrten gebeugt, zu flüstern begann, hatte er seinem Vorjah untreu werden wollen, aber immer wieder, schon wenige Minuten darauf, nach der Lampe geschellt und dann rastlos, bis tief in die Nacht hinein, gearbeitet.

Endlich war sein Werk beendet, der letzte Federstrich an dem Manuskript gethan und nun, in dem unbeschreiblich frohen, über die Kleinlichkeiten des Lebens hoch emporhebenden Gefühl des Sichgenügenskönnens, der Befriedigung, welche der schönste Lohn des geistig Schaffenden bildet, nahm er wieder seinen Hut, aber nicht, um ihn schließlich doch als zweifelhaften Schmuck für das Marmorhaupt des heilkundigen Gottes zu gebrauchen, sondern um nun wirklich und wahrhaftig zu Fräulein Wahrensdorf zu gehen. Sie sollte mit ihm froh sein, daß die mühevollen Arbeit so vieler Tag- und Nachtstunden zu gutem Ende gediehen und dann — ja dann wollte er ihr sagen, daß er nun zum letzten Male gekommen, daß — ja richtig, es war ein Glück, daß ihm das einfiel! — daß sein Patient, der ihn so manches Mal ins Haus geführt, nun hergestellt sei und seiner nicht mehr bedürfe.

Er lächelte, als er jetzt im blendenden Schein der Februarjonne auf die Straße trat. Sie war so klug und scharfsiehend, aber sein Märchen von dem armen Kranken hatte sie doch auf Treu und Glauben hingenommen und nie verfehlt, sich bei seinen

Besuchen nach dem Befinden desselben zu erkundigen. Daß sie selbst, nur sie ihn ins Haus zog, war ihr bei ihrer Bescheidenheit gar nicht in den Sinn gekommen.

Ob sie ihn nicht doch ein wenig vermißt hatte? Er ging rasch weiter und malte sich dabei aus, daß er sie um einen Schatten bleicher finden würde, mit sehnsüchtigem, weichem Ausdruck in den sonst so ernsthaften Augen, und merkwürdig! Dieses Bild, anstatt sein Mitleid zu erwecken, schien ihm zu gefallen. Er war sogar so erbarmungslos, bei dieser Vorstellung zu lächeln. Warum sollte sie sich denn nicht ein wenig, ein ganz klein wenig freilich nur, nach ihm gelehnt haben, wo er so oft an sie gedacht. Er war so vertieft in seine Gedanken, daß er um ein Haar an eine Dame gerannt wäre, welche ihm auf den Trottoirsteinen entgegenkam und nun lachend stehen blieb. Es war die junge, reiche Witwe eines höheren Justizbeamten, welche ihm in letzter Zeit auffallend oft in den Weg gekommen war, und die nun, mit nicht zu verkennender Bereitwilligkeit, die Gelegenheit einer Anekdote wahrnahm.

Hallervorden war ihr Hausarzt, und sie machte ihm lebenswürdige Vorwürfe, daß er sich gar nicht bei ihr blicken lasse, es vollständig seinem Assistenten überlasse, ihrer Migräne Herr zu werden, wo sie doch völlig überzeugt sei, daß diese nur seinem Gebote weichen würde. Dabei stand sie wie ein Bild blühendster Gesundheit vor ihm und sah ihn mit ihren munteren, dunklen Augen verführerisch genug unter der tief gebogenen Kränze des weichen Rembrandthutes an.

Er versprach zerstreut Besserung und eilte dann, sich mit einem unausschiebbaren Krankenbesuch entschuldigend, immer noch Ediths bleiches Gesicht vor Augen, seinem Ziele zu.

Aber welche Ueberraschung harnte, dort angelangt, seiner! War das wirklich Fräulein Wahrensdorf, die ihn empfing: blühende Rosen auf den Wangen, ein glückliches Lächeln um den kleinen Mund und ein fast märchenhaftes Leuchten in den großen Augen? Und wie sie auf ihn zuslog, als sie ihn erblickte, ihm beide Hände darreichend.

„Wie freut mich Ihr Kommen, Herr Professor, nun habe ich doch einen Menschen, dem ich meine Freude mitteilen kann. Das Glück ist zu groß, um allein getragen zu werden!“

Er entzog ihr langsam seine Hände und starrte sie wortlos an.

„Das Glück? Ihr Glück?“ stammelte er fragend.

Sie ließ ein leises, jubelndes Lachen hören und zeigte auf mehrere weiße Blätter, die auf dem Tische lagen.

„Vor einer Stunde ist es mir ins Haus geflattert! Können Sie sich denn gar nicht denken, Herr Professor, wie es aussieht, was mich so glücklich macht?“

Er verneigte sich steif. „Oh gewiß, gnädiges Fräulein! Sie sollten meiner Fassungsgabe nicht so sehr misstrauen.“

Und als sie ihn ein wenig besremdet ansah, fuhr er fast heftig fort: „Aber ganz einfach, Sie haben sich verlobt! Eine langjährige Neigung, der sich bis zum heutigen Tage unüberwindlich scheinende Hindernisse in den Weg stellten, und die nun —“

Er vollendete nicht, er starrte auf die weißen Briefblätter, die auf der braunen Decke des Tisches lagen, und murmelte: „Meinen Glückwunsch, gnädiges Fräulein!“

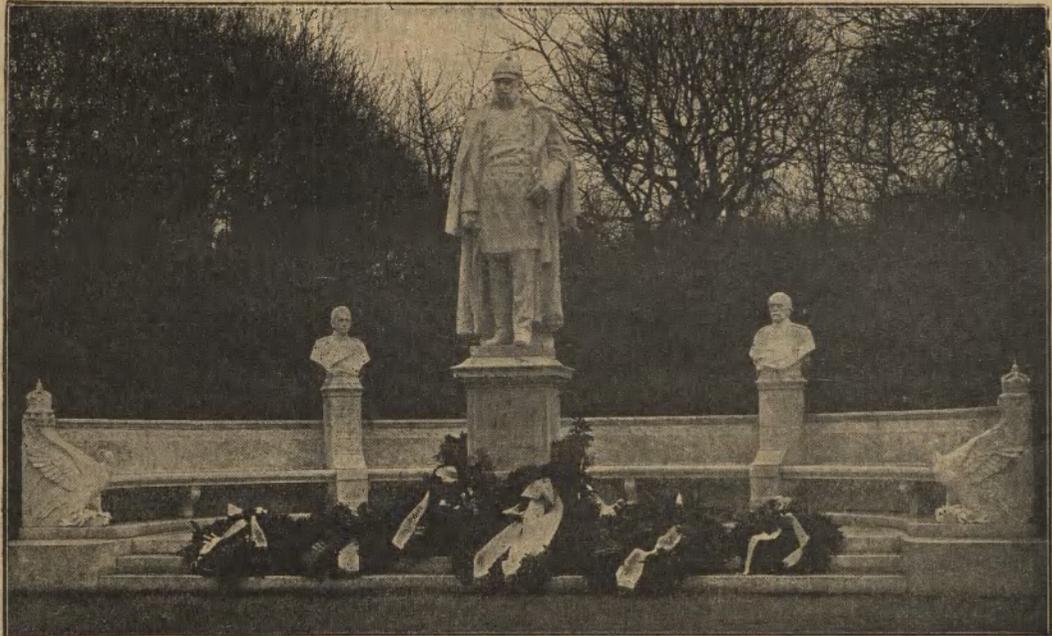
Einem Augenblick war es still im Zimmer. Wie ungläubiges, grenzenloses Staunen, wie wonniges Erschrecken war es blitzartig über Ediths Gesicht gehuscht, und doch gleich darauf schüttelte sie leise, wie über eine Thorheit, den Kopf und lachte: „Auf was für sonderbare Gedanken Sie kommen, Herr Professor! Ich mich verloben? In meinen Jahren?“

Und nun schien auch ihm dieser Gedanke von überwältigender Komik zu sein, denn er hob rasch den gesenkten Blick, haschte wieder nach den Händen des Mädchens und lachte laut wie ein übermüthiger Knabe.

So standen sie sich, beide lachend, ein paar Minuten gegenüber, bis Edith erröthend ihre Hände frei machte und fortfuhr: „Nein, etwas Besseres, etwas viel Besseres ist mir geschehen! Mein Bruno, mein junger Bruder, den ich wie einen Toten betrachte, ist mir wieder geschenkt, ich darf wieder frohen Herzens an ihn denken.“ Sie schlug plötzlich beide Hände vor's Gesicht und brach in heißes Schluchzen aus. „O, diese Angst, die ich um ihn gelitten! Diese endlosen, qualvollen Nächte, dieses Bohren und Wühlen Tag und Nacht da drinnen in meiner Brust! Ich machte mir solche Vorwürfe, daß ich das Versprechen, welches ich meiner Mutter in ihre erkalte Hand gelobt, nicht gehalten, daß ich ihren Liebling, um den ihr das Sterben doppelt schwer wurde, schlecht beraten, daß ich, anstatt an sein Glück zu denken, seine Klinilmatur gewaltsam in eine der hergebrachten Schablonen pressen wollte!“

Sie trat vor das Bild des schönen Jünglings, welches Hallervorden schon früher bemerkt, und das heute an Stelle des dunklen Epheus mit frischen Maiblumen geschmückt war, und dort erzählte sie ihm die traurige Geschichte von der Nacht des Bruders.

„Er ist erst achtzehn Jahre alt und, nicht wahr, Herr Professor, noch hat er Zeit, den Flecken auf seiner Ehre abzuwaschen?“ Sie sah zu ihm auf, als hinge Leben und Tod für sie von seinem Ausspruch ab, und da er nur wortlos nickte, fuhr sie eifrig fort: „Er bittet mich so innig um Verzeihung! Er schreibt mir in seinem heutigen Briefe, den ersten, den ich nach seinem Verschwinden von ihm empfangen, er hätte im Fieber, in der Unzurechnungsfähigkeit gehandelt; das Spiel des großen Klinikers, welchen der Zufall auf seiner Reise in unser Städtchen verschlagen, hätte ihn verzaubert, ihn umstrickt, er hätte folgen müssen wider Willen. Und denken Sie nur, auf demselben Schiff, das ihn aufnimmt, macht auch R.“ — sie nannte den Namen eines berühmten Violinvirtuosen — „die Ueberfahrt nach Amerika, wohin er sich für ein volles Jahr verpflichtet, hört ihn in einer schlaflosen Nacht auf seiner Geige spielen, erkennt in dem blaffen



Das Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen in der Sieges-Allee zu Berlin.



Kaiser Wilhelm II. bei der Enthüllung des Denkmals des Großen Kurfürsten in der Sieges-Allee zu Berlin.

Schiffsjungen das verwandte Genie, kurz nachdem mein armer Junge in New-York, wo er gleich nach seiner Ankunft in eine schwere Krankheit verfiel, genesen, ist er der Schüler, der Schützling des Maestro, der in ihm einen Nachfolger, seines Ruhmes

etwas, das er nicht verstand, das nach Klarheit rang. Da fiel sein Blick auf das Fenster, vor welchem er neben Edith stand. Er zuckte zusammen; er hatte deutlich Frau von Gladbach, der er vorhin auf der Straße begegnet, an einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses bemerkt, und neben ihr deren Tante, das alte Fräulein Oleszewski, eine bekannte und geübtere Person.

[Sorti. folgt.]



Eugeni Barbasati, der berühmteste Fechtmeister der Welt.

zu erziehen hofft.“ Sie nahm eins der Briefblätter vom Tisch und reichte es dem Gelehrten. „Sehen Sie, das schreibt Rudolf selbst an mich!“ Sie stand mit strahlenden Augen vor ihm, als er den Blick von dem Papier hob, und nickte ihm glücklich zu, genau wie man es wohl einem vertrauten Freunde, einem Bruder thut, von dem man innig überzeugt ist, daß die eigene Freude einen Widerhall in seinem Herzen findet. Er stand ihr stumm gegenüber, in seinem Innern wogte



Die gesangenen deutschen Mitkämpfer der Buren auf St. Helena. (In der Mitte Oberst Schiel.)

—*— Sie amüsiert sich. *—

Skizze von Helene Lang-Anton.

(Nachdruck verboten.)

Sie war reizend, die kleine Baronin, sie hatte ein Paar lachende große Kinderaugen, mit denen sie frisch in die Welt hineinguckte und welchen selbst der ärgste Gricgram nicht zu widerstehen vermochte; sie lachte gern und viel, sie lachte bezaubernd und ließ dabei schöne Zähne und ein Grübchen sehen, worin die Amoretten ihr Spiel trieben.

Sie trug sich elegant, doch nicht auffallend, und wählte nur solche Kleider, die die Bierlichkeit ihrer Gestalt in das vorteilhafteste Licht setzten, mit einem Wort, sie hatte Chic, und alles was sie that und trug, paßte zu ihrem Wesen und Aussehen.

Sie war nicht kokett, wenn es ihr auch schmeichelte, der Mittelpunkt zu sein, um den sich alles drehte, und in der That hatte sich in dem fashionablen Badeort die bessere Gesellschaft um sie geschart und sich freiwillig unter ihr lebenswürdiges Szepter gebeugt, allen voran ihr Mann, dessen liebevolle Aufmerksamkeit sie stets mit einem heimlichen, zärtlichen Lächeln vergalt.

Sie schlug Partien vor, arrangierte alles mit Umsicht, und was sie entrierte, ging unter der Flagge der Fröhlichkeit in Szene; sie verstand es vortrefflich, Freude und Lustigkeit um sich zu verbreiten. Ihr Lachen war ansteckend und ihre gute Laune bezaubernd. Dadurch gewann sie sich auch die Herzen der Frauen, und nur wenige Mißgünstige blieben fern, die sie oberflächlich nannten. Man vermifste diese nicht und amüsierte sich herrlich.

Ich fühlte mich besonders zu der kleinen Baronin hingezogen, ihre Fröhlichkeit wirkte erfrischend auf meine kranken Nerven. In ihrer Gegenwart war sogar die brennende Sehnsucht nach meinem Mann und den Kindern eine geringere.

Ich suchte die kleine Baronin viel auf, die mit ihrem erquickenden Lachen mir alle Kummernisse aus dem Herzen trieb, ich wurde fröhlich mit ihr und fühlte das Blut rascher durch meine Adern fließen. Meine Nervenschwäche besserte sich von Tag zu Tag, in meine Wangen kehrte die Farbe zurück, ich freute mich wieder meines Lebens, und das alles dankte ich der kleinen Baronin, ich danke es ihr mehr als den Bädern und der Luft. Wie oft sehnte ich mich danach, mit der kleinen Baronin einmal allein zu sprechen, ihr zu sagen, was sie mir war, und ihr zu danken, doch fand ich dazu keine Gelegenheit, da sie stets umringt war.

Eines Morgens war ich sehr früh aufgestanden, ich wollte die Sonne aufgehen sehen und wählte die Seite des Meeresstrandes, die gewöhnlich wenig besucht war. Ich ging durch den tiefen Sand, so nahe den Wellen, daß diese fast meine Füße bespülten, und sog mit Entzücken die stärkende Seeluft ein, ich fühlte mich gesund, und meine Augen feuchteten Dankesthränen.

Da sah ich vor mir, noch in weiter Entfernung eine Gestalt auf dem Sande liegen, so nahe den Wellen, daß es fast aussah, als ob die Wellen sie ausgeworfen. War ein Unglück geschehen?

Mein Herz schlug heftig vor Angst und Entsetzen, trotzdem schritt ich tapfer vorwärts, es war eine Frau; meine Schritte wurden eiliger; die Baronin?! —

Sie erhob ein wenig den Kopf und stützte ihn mit dem linken Arm. Sie lebte also. Ich atmete erleichtert auf. Welche Kaprixe trieb die kleine verwöhnte Frau so früh hinaus in die Einsamkeit, die so gar nicht zu ihrem Wesen paßte.

Ich rief ihren Namen, sie wandte den Kopf und sah mich an; aber wie? so ganz anders als sonst, ihr reizendes Gesicht war bleich, wie nach einer durchwachten Nacht, um ihre Augen lagen tiefe Schatten, und die Augen selbst hatten einen trostlosen Ausdruck. Ich eilte erschreckt auf sie zu und schloß sie in die Arme. Sie wehrte mir nicht, sondern lehnte den Kopf an meine Brust und senkte tief auf. Sie sprach nicht, und ich wagte nicht zu fragen, denn ich fühlte die Wichtigkeit der üblichen Trostworte gegenüber solchem Leid, das ich zwar nicht kannte, aber doch erkannte an der Hoffnungslosigkeit, die deutlich lesbar auf diesem sonst so lachendem Gesichte geschrieben stand. Diese Augen, sonst von Frohsinn und Uebermut strahlend, hatten allen Glanz verloren, dieser stets lachende Mund war schmerz-

lich verzogen, selbst die Grübchen, sonst der Sammelpfad neckischer Kobolde, verschärften jetzt den Ausdruck des Leidens.

So saßen wir stumm, ich hielt sie fest umschlungen, sie fühlte wohl, wie lieb ich sie hatte, was sie mir war, denn, als ich die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, die ich für sie weinte, und ein Tropfen ihre Wange traf, da sah sie mich an, nickte und sagte: „Weinen Sie, wohl dem, der noch weinen kann, ich habe auch geweint, sechs lange Jahre, Tag und Nacht um mein armes unglückliches Kind, und seit ich es verloren, habe ich keine Thränen mehr.“

„Sie haben ein Kind begraben?“
„Begraben? nein, so glücklich war ich nicht, sterben, sterben ist nicht das Schrecklichste, aber leben und doch für das Leben verloren zu sein, das ist das Trostloseste.“

„Wie das?“
Ich fragte nun doch, so im Schrecken war mir die Frage entfahren, und ich bereute sie schon, da ich sah, wie der Baronin zarter Körper im Schmerz erbebt.

Sie setzte sich vollends auf, griff in die Tasche, zog ein Notizbuch heraus, öffnete es und entnahm demselben ein Bild, das sie mir wortlos reichte.

Es war ein kleines Mädchen mit einem niedlichen Gesichtchen. Aber welcher Blick! Das große Auge starrte den Beschauer so eigentümlich an, daß es einem eifig über den Rücken lief.

Was mit dem Kinde war? Das Bild sagte es mir und ich fühlte aufs neue den Schmerz der Mutter. Armes Kind, ärmere Mutter!

Ich sah die Baronin an: „Ist es möglich? Dieses herzige Kind —?“ Ich brachte das Wort nicht heraus, aber sie verstand mich doch.

Sie nickte traurig. „Ja, ja, sechs lange Jahre habe ich alles aufgeboten, um den Strahl von Licht in diesem Gehirn zu erhalten, gerungen, gebetet, gelitten, vergeblich! Es kam die seelische Nacht; da hatte ich keine Thränen mehr, aber ich litt namenlos, nicht allein, mein guter Mann half mir die schwere Last gerueulich tragen. Die Dumpsheit meines Schmerzes machte ihn von Tag zu Tag elender, er bot alles auf, um mich zu trösten und heiterer zu stimmen, und da versuchte ich es wieder mit dem Lachen, und seit jener Zeit lache ich.“

Bei diesen Worten lachte sie auf, es war ein herzzerreisendes Lachen.

„Schrecklich, schrecklich!“ stammelte ich, „warum thun Sie das?“

„Meines Mannes wegen!“
„Weshalb?“

„Weil ich ihn liebe und glücklich wissen will.“
Ich schwieg erschüttert; welche Größe lag in dieser kleinen lachenden Frau, ich gab ihr das Bild zurück, dachte an meine blühenden Kinder, und ein unagbares Mitleid erfüllte mein Herz.

So saßen wir noch eine Weile und starrten ins Meer hinaus, die Sonne war strahlend emporgestiegen, unbekümmert um die Schmerzen und Qualen der Menschentinder.

Sie erhob sich.
„Es ist Zeit,“ sagte sie, „er wird schon warten.“

Wir gingen Arm in Arm der Landungsbrücke zu; die Baronin schritt langsam und stützte sich schwer auf meinen Arm. An der Brücke angelangt, fanden wir schon den Baron wartend, der uns scherzend ausschalt, dabei streifte ein besorgter Blick seine Frau; er schlug vor, nach dem Kaffeepavillon frühstücken zu gehen.

Ich war zu aufgeregert und lehnte dankend ab.
Als ich der Baronin zum Abschied die Hand reichte, sah sie mich mit ihren wieder sonnig gewordenen Augen dankbar an und drückte mir innig die Hand.

Naum zehn Schritte entfernt hörte ich ihr silberhelles Lachen an mein Ohr klingen.

Sie lachte wieder; dieses Lachen aber ging mir wie ein Stich durchs Herz.

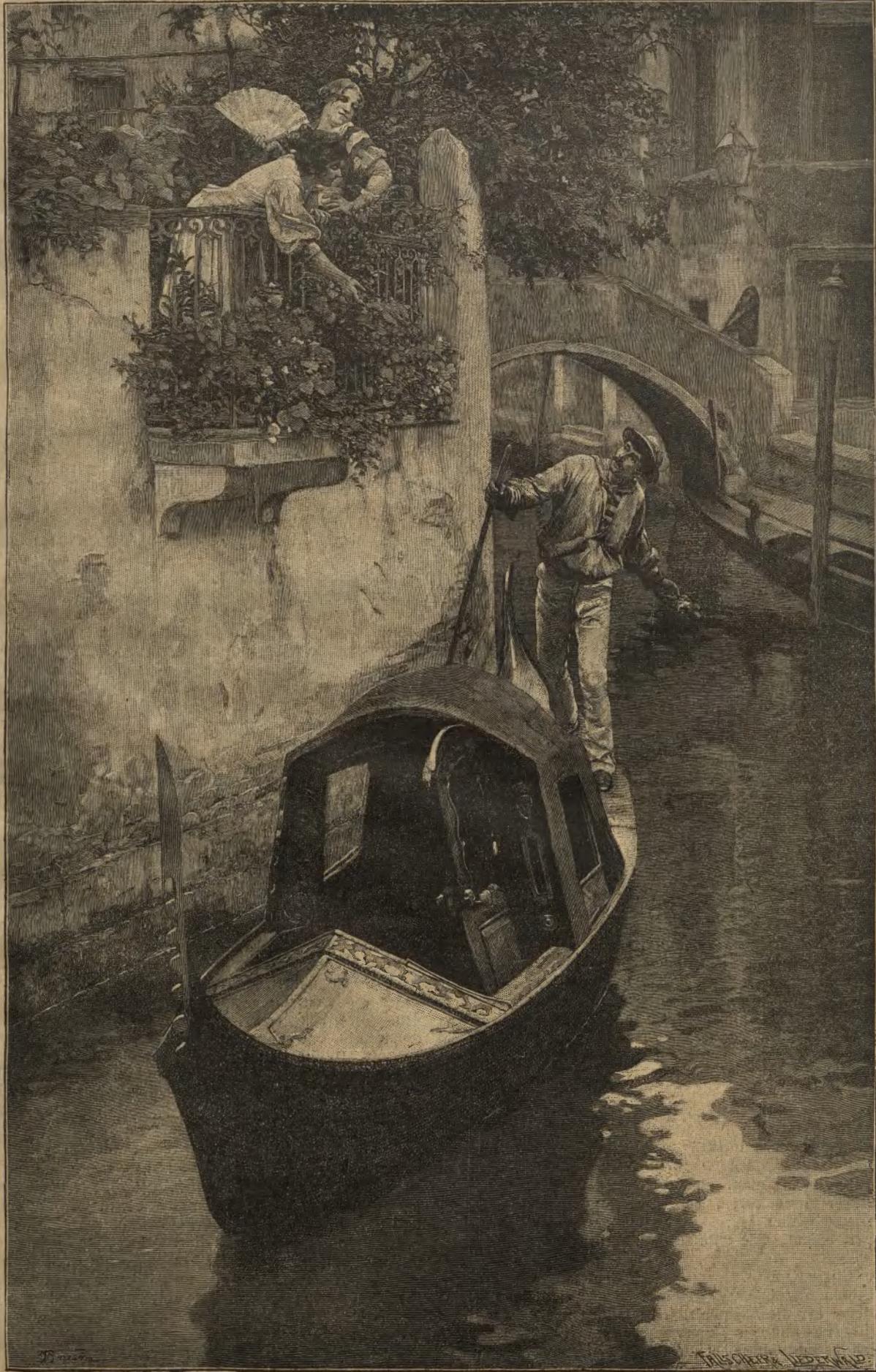
—*— In seligem Schauen. *—

Mit schimmernden Schleiern umspinnst sich die Weite,
Von glitzerndem Golde leuchtet der Tag,
Im Blumengewande prangt träumend die Heide
Und Brombeerranken erblühen im Hag.

Trägsickernde Dämmerung fließt sacht von den Bäumen,
Bald flutet die Schleppe der Nacht durch das Land,
Da wird den nächtlichen Himmel unsäumen
Ein glutfarbiges Purpurband.

Da werden die Gärten und fluren und Auen
Erstrahlen in funkelnder, goldner Pracht,
Und da wird die Seele in seligem Schauen
Vergessen, was sie so elend macht.

Aus „Der erste Strauß“, ein Liederbuch von Otto Rühle.



Barcarola. Nach dem Gemälde von G. Barison.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

— Das Mädchen aus der Fremde. —

[Fortsetzung.]

Roman von John Strange Winter.

Autorisierte Bearbeitung von S. Spiegel.

[Nachdruck verboten.]

Roger hatte recht. Der erste Brief, den sie erbrach, enthielt eine Einladung zu einem Essen in vierzehn Tagen. Der nächste war von einer Dame aus Rom, mit der sie gelegentlich korrespondierte. Er war lang und interessant und endete mit der Bitte, daß Vera den ersten Teil des neuen Jahres bei ihr zubringen möge. „Ich bin in dem bequemsten Privathotel, das ich bis jetzt gehabt habe,“ schrieb die Freundin. „Rom ist diesen Winter entzückend und man sagt mir, daß es im neuen Jahre noch schöner werden würde. Lassen Sie sich überreden und kommen Sie zu mir. Sie müssen es doch endlich müde sein, in Ihrem vergötterten Landhaus wie eine Kartoffel zu leben.“

„Nicht so sehr wie eine Kartoffel, als es der Fall sein könnte,“ sagte Roger lächelnd, nachdem Vera ihm diesen schmeichelhaften Schlusssatz vorgelesen hatte. „Aber wirst Du nach Rom gehen?“

„Ich glaube kaum. Ich ginge ganz gern im April, weil es dann hier sehr kalt ist, Roger, im April und Mai, aber ich glaube kaum. Ich möchte lieber einige Monate an der Riviera zubringen, nicht in Rom. Ich war an meinem neunzehnten Geburtstag dort, es war viel zu spät im Jahr, ich weiß es, aber ich war einmal da und hatte auch den ganzen vorigen Winter dort zugebracht. Ich will Rom nie wieder sehen, nie wieder!“

Mit einem Seufzer ergriff sie einen anderen Brief: „Nichts,“ als Antwort auf seinen fragenden Blick, „nur einige Zeilen von meiner Schneiderin und dies hier — eine Rechnung, nichts Interessantes. Dies sieht auch wie eine aus,“ fuhr sie fort und öffnete das letzte Schreiben. Sie überflog es und blickte nach der Unterschrift. „Bringham und Stout! Wer kann das sein? Welch sonderbarer Brief! Hör einmal zu:

Geehrtes Fräulein!

Sie würden uns verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, uns für nächste Woche einen Tag zu bestimmen, an dem wir mit Ihnen eine Unterredung von höchster Wichtigkeit haben könnten. Wir handeln im Interesse unserer Klientin, die bisher unter dem Namen Miß Marion Veng bekannt war. Unser Mr. Stout wird das Vergnügen haben, sich Ihnen zu jeder, von Ihnen bestimmten Stunde, vorzustellen. Eine baldige Antwort wird uns aufs höchste verpflichten.

Mit aller Hochachtung
Bringham und Stout.“

„Wer zum Henker sind Bringham und Stout?“

„Bringham und Stout, Rechtsanwälte, Old Jewry, London E. C.“ las Vera die Adresse vom Papier herunter.

„Und wer ist ihre Klientin, die unter dem Namen Marion Veng bekannt ist?“

„Ich habe sie in meinem Leben nicht nennen hören.“

* * *

Als Antwort auf den geheimnisvollen Brief der Herren Bringham und Stout schrieb Vera, daß sie den ganzen folgenden Donnerstag zu Hause wäre und Mr. Stout jederzeit nach zehn Uhr zu ihr kommen könne. Demgemäß teilte ihr Freda um elf Uhr mit, daß der Herr im Salon sei. Sie ging sofort zu ihm und ein einziger Blick überzeugte sie von seiner vollständigen Nichtbarkeit. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt, groß, sanft, höflich und von tadellosen Manieren.

„Guten Morgen, Mr. Stout,“ sagte die Herrin des Landhauses und reichte ihm die Hand.

„Guten Morgen, Miß.“

„Sind Sie hierher gefahren?“

„Ich kam in einem Wagen.“

„Und haben Sie ausspannen lassen?“

„Nein, Miß; mit Ihrer gütigen Erlaubnis —“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht, ich werde klingeln. Freda, sagen Sie dem Kutscher dieses Herrn, er möge ausspannen und Thomas soll dem Pferde Futter geben.“ Hierauf wandte sie sich zu ihrem Gast. „Mr. Stout, Sie wünschen, mich in Geschäften zu sprechen?“

„In den allerwichtigsten, Miß.“

„Ich stehe zu Ihren Diensten.“

„Ich fürchte,“ sagte der Rechtsanwalt, seine Ellbogen an die Lehne des Sessels stützend und die Fingerspitzen auf seine aller-geschäftlichste Manier gegeneinander drückend, „ich fürchte, daß der Gegenstand, mit dem ich Sie bekannt machen muß, Sie sehr nahe berühren wird.“

„Wirklich? Hoffentlich betrifft es nicht meinen Vormund, Mr. Wood?“

„Nein, Miß. Wir stehen in keinerlei Verbindung mit diesem Herrn. Die Sache verhält sich so, daß wir im Interesse unserer

Klientin handeln, die bis dahin unter dem Namen Miß Marion Veng bekannt war.“

„Dies erwähnten Sie in Ihrem Brief.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob der Name Sie an etwas erinnert?“

„Nicht an das Geringste.“

„An nichts? Haben Sie ihn früher nie gehört?“

„Nie, soviel ich weiß.“

„Oh! Nun, er wird in kurzem von großem Interesse für Sie sein.“

„Mr. Stout,“ sagte Vera und richtete sich ferkengerade in ihrem Stuhle auf, „Sie sind hierhergekommen, um mir eine unangenehme Nachricht zu überbringen, ich kann es Ihnen am Gesicht ablesen. Ich weiß, daß dem so ist, das konnte ich Ihrem Briefe entnehmen. Erweisen Sie mir einen Gefallen, soltern Sie mich nicht, sagen Sie es mir offen, sofort, in klarer, verständlicher Sprache, was ist es, weshalb kommen Sie hierher?“

„Nun wohl, Miß Blount — Thatsache ist, daß unsere Klientin, die unter dem Namen Marion Veng bekannt war, vor einigen Monaten mit gewissen Informationen zu uns kam —“

„Mr. Stout,“ sie klopfte mit den Fingern auf seinen Arm, „soltern Sie mich nicht, sagen Sie mir offen und verständlich, wer ist Marion Veng?“

„Marion Veng,“ sprach der Rechtsanwalt, geschäftlichen Ton und geschäftliche Manier plötzlich fallend, „sind Sie!“

„Wollen Sie das noch einmal wiederholen?“ Sie sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen und völlig verständnislosem Ausdruck an.

„Sie sind Marion Veng,“ wiederholte der Rechtsanwalt.

„Ich bin Marion Veng? Was um's Himmel willen meinen Sie damit?“

„Ich meine genau das, was ich sage. — Es ist dies ein höchst unangenehmer Auftrag für mich — ich hätte Ihnen lieber geschrieben — ich hätte Sie lieber darauf vorbereitet, aber Sie bestanden darauf, daß ich es Ihnen offen, in klarer, verständlicher Sprache, mitteilen sollte. Meine Klientin war die Tochter, das einzige Kind des verstorbenen Oskar Blount. Er starb während ihrer Krankheit; Mrs. Blount war eine sehr schwächliche Dame —“

„Sie war meine Mutter.“

„Mrs. Blount war nicht Ihre Mutter,“ sagte der Rechtsanwalt in bestimmtem Ton, „Mrs. Blount, die Frau von Oskar Blount und die Schwester des verstorbenen Ralph Lennard, war eine sehr zarte Frau, und die Geburt ihres Kindes trübte bis zu einem gewissen Grad ihren Geist. Ich will nicht sagen, daß sie wahnsinnig war — aber ihr Gemüt war angegriffen durch die stete Sorge über ihres Gatten Krankheit, welche in nicht allzu-ferner Zeit seinen Tod herbeiführen mußte, und sie war mehr oder weniger in der Gewalt ihrer Umgebung. Mrs. Blount war keine sehr junge Frau mehr. Sie war lange Jahre kinderlos verheiratet gewesen und die Geburt dieses kleinen Mädchens ward eine große Ueberraschung, aber auch eine Quelle großen Schmerzes für die beiden Gatten. Es war unmöglich, daß sie ihr Kind selbst nähren konnte und die Frau eines anständigen Arbeiters aus dem nächsten Dorfe ward zu diesem Zweck herbeigerufen. Mrs. Veng besaß ein Töchterchen, das genau eine Woche älter war als dasjenige von Mrs. Oskar Blount. Mrs. Veng wurde als Amme angenommen und erhielt die Erlaubnis, wöchentlich einmal nach Hause gehen zu dürfen, damit sie ihr eigenes Kind sehen könne. Dasselbe wurde der Obhut ihrer Mutter anvertraut, einer alten, halbblinden Frau, die thatsächlich völlig unbrauchbar zur Pflege eines so kleinen Geschöpfes war. Nachdem Mrs. Veng eine Woche in ihrem neuen Dienst geweilen, begab sie sich ins Dorf zu ihrer Kleinen. Sie fand sie fränlich, elend und sehr abgefallen. Infolge dessen nahm sie das Kind ihrer Mutter fort und brachte es zu Mrs. Blount. Sie erzählte Mr. Blount alles und bat um die Erlaubnis, es einige Tage in der Kinderstube mit ihrem Pflegling zusammen lassen zu dürfen, damit sie sich nach einer passenden, mütterlichen Frau umsehen könne. Diese sollte ihre Kleine so lange übernehmen, bis das Kind von Mrs. Blount nicht mehr genährt zu werden brauchte. Mr. Blount gab seine Einwilligung und die zwei Babies blieben zusammen im Kinderzimmer seines Hauses. Am nächsten Tage besorgte Mrs. Veng ihren Pflegling und legte ihn in die Wiege schlafen. Hierauf begann sie, ihr eigenes Kind anzukleiden. Sie verglich die feinen und kostbaren Kleidungsstücke des Pflegekindes mit dem groben Zeug, in das ihr eigenes Fleisch und Blut gehüllt war und halb in Scherz zog sie in mütterlicher Zärtlichkeit ihrer Kleinen die Sachen von Mrs. Blounts Baby an. Die zwei Kinder waren sich nicht un-

ähnlich; sie waren beide Mädchen. Den ganzen Tag trug das ihre die Kleider des andern. Als einige Stunden später Mrs. Leng eine fähige und willige Person im Dorje fand, die ihr Töchterchen in Pflege nehmen wollte, fiel ihr ein, das dasselbe krank und schwach und abgefallen sei, hauptsächlich aus Mangel an der Nahrung, die ihm doch durch Recht und Natur gebührt hätte, und daß, wenn sie Mrs. Blounts Kind der Wärterin nur eine Woche überließ, sie das ihrige kräftig und gesund machen und leicht wieder umtauschen könne. Der Plan gelang vortrefflich und war thatächlich auch sehr einfach. Die schwere Krankheit der Mutter hinderte sie daran, den stattgehabten Wechsel zu entdecken; mehrere Wochen hindurch sah sie das Kind überhaupt nicht. Der Vater, mit seiner äußerst schwankenden Gesundheit, ward durch die Krankheit seiner Frau vollständig in Anspruch genommen, dem Doktor genügte das Wort der Amme, daß ihr Pflegling gesund und munter sei. Mit der Rückkehr zu seiner natürlichen Nahrung ward dies Baby, Marion Leng, bald wieder ebenso kräftig wie früher. Die Amme blieb in dem Kinderzimmer und erhielt einen enormen Lohn dafür, daß sie ihr eigenes Kind nährte, währenddem die Kleine, auf welche alle diese Sorgfalt hätte gehäuft werden sollen, im Dorje für fünf bis sechs Schilling die Woche in Pflege gegeben war. Damals entstand der diabolische Plan — anders kann ich ihn nicht nennen — daß sie die Kinder nicht zum zweiten Male vertauschen wolle, im Kopf der armen, unwissenden Frau. Sie fühlte, wenn das kränkliche Kind der kränklichen Eltern starb, würde es Keinem großen Schmerz und Kummer verursachen. Man hatte aufs Besie für sie gesorgt, damit sie ihr eigenes Kind großziehen konnte und dasselbe würde bedeutend besser gepflegt und aufgezogen werden, als die eigenen Eltern es je gekonnt hätten. Bald nachher erkrankte Mr. Blount und starb. Mrs. Blount war wochenlang durch Leiden und den Kummer über den Verlust des Gatten an das Bett gefesselt. Das kleine Geschöpf im Kinderzimmer blühte und gedieh zusehends. Am Ende des Jahres ward Mrs. Leng von Furcht ergriffen — sie fürchtete, man würde sie ins Gefängnis werfen und ins Elend stürzen, wenn sie ihr Verbrechen eingestand. Erst vor einigen Monaten, kurz vor ihrem Tode, beichtete sie die ganze Geschichte, die ich Ihnen soeben erzählt habe, dem Geistlichen des Kirchspiels. Ihre Tochter, die wirkliche Erbin der Blounts und, wie man mir erzählt, auch die des verstorbenen Mr. Ralph Lennard, wuchs viel kräftiger heran, als man es nach ihrer schwächlichen Konstitution vermuten durfte. Sie erhielt eine gewöhnliche Dorfschul-erziehung, die sie durch vieles Studieren ergänzt hat. Da sie sehr ehrgeizig ist, trat sie in ein Krankenhaus der nächsten Stadt ein und wurde Krankenpflegerin. Und diese junge Dame, die bis jetzt unter dem Namen Marion Leng bekannt war, ist meine Klientin, in ihrem Interesse habe ich die heutige Unterredung gewünscht. Jetzt, mein werthes Fräulein, habe ich Ihnen meine Geschichte so einfach und unkompromittierend dargelegt, als Sie nur immer wünschen können.“

Einige Minuten starrte Vera den Rechtsanwalt an, als habe ihr Verstand sie im Stiche gelassen. „Ich glaube nicht, daß ich alles, was Sie mir soeben erzählen, begriffen habe,“

sagte sie endlich. „Meinen Sie, daß ich, diese Person —, auf sich selbst zeigend — „nicht das Kind von Mr. und Mrs. Blount bin?“

„Das ist genau das, was ich Ihnen erklären wollte,“ bestätigte Mr. Slout. „Ich bedauere außerordentlich, diese schreckliche Nachricht einer Dame überbringen zu müssen, die in solchen Verhältnissen zu leben gewöhnt war und die in dem Glauben an dieselben aufgezogen worden ist. Meine Klientin stimmt mit mir überein und hat das völlige Verständnis dafür, wie schlecht man sowohl gegen Sie gehandelt hat als gegen —“

„Halten Sie ein,“ unterdrückte sie ihn, „ich habe ganz andere Befürchtungen, ganz andere Zweifel. Ich will wissen, ob ich Marion Leng oder Vera Blount bin.“

„Sie sind Marion Leng, oder, um ganz korrekt zu sein, Sie sind Vera Leng, denn Sie selbst wurden Vera getauft, wenn auch als das Kind von Mr. und Mrs. Blount. Sie heißen demnach Vera Leng.“

„Und meine Eltern waren einfache Arbeiter in dem Dorje, in dem Mr. und Mrs. Blount lebten, als das Kind geboren wurde?“

„Das stimmt vollkommen.“

„Sie sind Ihrer Sache absolut sicher?“

„Mein Fräulein, ich habe diesen Fall aufs gründlichste untersucht. Ich war selbst an Ort und Stelle, ich habe den Doktor ausgefragt, ich habe die Dokumente durchgesehen, ich habe verschiedene Leute gesprochen, die zur damaligen Zeit lebten und ich habe die Frau gesehen, die das Kind gepflegt hat, welches Mrs. Leng für ihr eigenes ausgab. Sie ist alt, aber im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte und ich bedauere — wenn es mich auch für meine Klientin freut, so thut es mir doch herzlich leid für Sie —, daß die Sache unangreifbar ist. Sie können natürlich Ihr Anrecht an dieses Grundstück geltend machen —“

„Ich will kein Anrecht geltend machen. Ich will nur wissen — ist es Thatsache, unauferlegbare Thatsache, daß ich nicht das Kind von Mrs. Blount bin, sondern dasjenige eines Arbeiters und seiner Frau?“

„Völlig unauferlegbare. Sie sind das Kind eines Arbeiters und seiner Frau.“

„Und gar keine Zweifel?“

„Gar keine. Selbst wenn ich keine entscheidenden Beweise hätte, so wäre die ganze Kette von Umständen schon genügend, um für meine Klientin den Anspruch als rechtmäßiges Kind von Mr. und Mrs. Oscar Blount zu erheben. Aber unter den Vielen, die ich in dieser Angelegenheit gesehen habe, war der alte Doktor, der zufällig beide Kinder zur Welt gebracht hat, das erste eine Woche früher als das zweite. Die Aufzeichnung in seinem Buch beschreibt die Geburt von Mrs. Blounts Baby folgendermaßen: „Elf Uhr p. m. Mrs. Blount, weibliches Kind, gesund, aber schlecht genährt. Hat eigentümlichen braunen Flecken in der Fläche der linken Hand.“ Meine Klientin hat diesen eigentümlichen braunen Flecken —“

„Und ich,“ sagte Vera, „habe keinen Fleck an mir.“

[Schluß folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Fürstliche Gebeine und ihre Schicksale. Mehr als die Gräber geringerer Sterblicher haben die Gräber und Gebeine der Fürsten ihre Schicksale. Nach einem unruhigen Leben starb am 12. Dezember 1476 der Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz. Er fand seine Ruhestätte in dem ehemaligen Barfüßerkloster in Heidelberg. Im Jahre 1689 wurde die Gruft auf dem Nordbrennerzuge der Franzosen erbrochen und beraubt, 1740 brachte man die Gebeine des Fürsten in die Jesuitenkirche. Im Jahre 1871 soll nun, den hinterlassenen Papieren eines Wohlinformierten zufolge, während der Renovierung der Jesuitenkirche ein Theil der Gebeine sowie der Schädel des Wittelsbacher's entwendet worden sein. Es scheint indeß, daß der widerrechtliche Besitzer wenig Freude an dem Raube hatte. Vielleicht sah er die Unmöglichkeit einer „Verwertung“ ein, vielleicht drückten ihn Gewissensbisse — kurz, er schickte die Gebeine und den Schädel nach einiger Zeit in einem Postpaket an die Kirchenverwaltung zurück. Der Originalsarg war seit Langem nicht mehr vorhanden, auch wohl nicht alle Gebeine, denn sie ruhten in einem Kinderjarg, der aber mit dem vollen Namen des Fürsten bezeichnet war. Bevor nun Sarg und Gruft wieder verschlossen wurden, wandte man sich an den Fürsten von Loewenstein, den direkten Nachkommen Friedrichs des Siegreichen, aus dessenmorganatischer Ehe mit der Augsburger Bürgerstochter Klara Dettin, mit der Frage, ob er gewillt sei, für eine würdige Unterbringung der Gebeine seines Ahnen und Errichtung eines Grabdenkmals zu sorgen. Es erfolgte keine Antwort und so blieben die Gebeine in der Jesuitenkirche. Vielleicht erinnert man sich jetzt, wo man sich ansieht, die Kaisergräber in Speyer prunkvoll zu restaurieren, auch der Reste dieses Fürsten, der eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Pfalz gewesen ist, und entschließt sich zu einer würdigen Unterbringung der Gebeine und der Aufrihtung eines künstlerischen Epitaphs.

Das Automobil im Zeitungsdienst. Ein Automobil für schnelle Fahrt wird gegenwärtig in Philadelphia einer Probe unterzogen. Es ist, so berichtet die „Wiener Abendpost“, ein zur raschen Beförderung von Zeitungen verwendetes Automobil, das die Zeitungen in möglichst kurzer Zeit in die von der City ziemlich weit gelegenen kleinen Orte in der Nähe Philadelphias zu bringen hat. Das Automobil legt in der Stunde 84 Kilometer zurück und macht dabei alle zwei Kilometer einen kurzen Aufenthalt behufs Abgabe der Zeitungen. Das Automobil verkehrt nach einem genau festgesetzten Fahrplane, dessen Zeitangaben strengstens eingehalten werden, obwohl die Geschwindigkeit, die von dem Fahrzeuge verlangt wird, der eines Expresszuges gleichkommt. Jede Fahrt wird unter genauen Beobachtungen der laufenden Teile des Mechanismus, der Erwärmung, sowie auch des Luftdrucks, der Feuchtigkeit und so weiter gemacht, zu welchem Zwecke an der Rückseite des Fahrzeuges eine große Anzahl von automatischen Apparaten angebracht sind. Das Gewicht des Automobils mit Zeitungen und vier Insassen beträgt insgesamt 10½ Tonnen.

✻ Unsere Bilder. ✻

Barcarola. Wenn der hübsche, junge Gondolier am Morgen durch die schmalen Wasserstraßen Venedigs fährt, um am canal grande sein schmuckes Fahrzeug den Fremden zur Fahrt durch die Lagunenstadt anzubieten, dann schaut ihm wohl manches Köpfchen nach. Aber er wird erst aufmerksam, wenn hinter einem blumenumrankten Fenster die schwarzen und blonden Köpfchen Minas und Giuliettas hervorlugen. Freudig empfangen sie seinen duftigen Rosengruß und lächelnd grüßen sie ihn. Wem wird er sein Herz zuwenden? Und wird dann die schweiferliche Einigkeit der jungen Schönen der Eifersucht standhalten?

Ein guter Tropfen. Der lustige Ungar, den uns unser Bild vor Augen führt, ist in den Keller gestiegen, wo in einer Ecke noch einige Duzend bestaubte Flaschen mit altem, feurigem Tokayer liegen. Bedächtig enttorft er eine nach der andern, um die verschiedenen Sorten zu probieren. Diese Flasche nun scheint einen besonders guten Tropfen zu enthalten, denn er schenkt sich von neuem ein und betrachtet zärtlich das flüssige Gold des Königs aller Ungarweine. Fürwahr, ein guter Tropfen!

Der Fechtmeister Cavaliere Luigi Barbasetti in Wien wurde am 28. März durch Verleihung des Goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ausgezeichnet. Diese Ehrung ist um so bemerkenswerter, als hier zum ersten Mal einem Manne des Zivilstandes von der ersten fechterischen Stelle der österreichisch-ungarischen Monarchie das Kreuz verliehen wurde. Seit dem Auftreten Barbasetti's in Wien 1894 ist ein neuer Aufschwung der Fechtkunst nicht allein in Oesterreich-Ungarn, sondern auch im Deutschen Reich erfolgt. Was vorher für undenkbar galt, ist jetzt eingetreten: die feste Mensur und der schwere Säbel verschwinden allmählich von den Fechtböden der deutschen Fechtklubs, die auf den Turnieren des Deutschen und Oesterreichischen Fechterbundes zu Berlin, Wien und Dresden die Vorzüge der modernen Waffenführung kennen lernten. Heute wirken in Berlin, Frankfurt a. M., München und Offenbach italienische Meister, und der stärkste und älteste deutsche Fechterbund, der Gauverband mittelhessischer Fechtklubs, geht zur modernen Schule über. Aber nicht nur die Klinge, sondern auch die Feder führt Barbasetti ganz vortrefflich; seine für jeden denkenden Fechter unentbehrlichen Werke sind: „Das Säbelfechten“, sowie der eben in 2. Auflage erschienene „Chrencodex“ und „Die Stoßfechtkunst“.

✻ **Gemeinnütziges.** ✻

Mundwasser aus Apfelsinenschalen. Man schneidet die Schalen in möglichst kleine Stücke, thut sie in eine Flasche und gießt guten Spiritus darauf. Dann stellt man die Flasche an einen kühlen Ort, bis der Spiritus die gelbe Farbe der Schalen angenommen hat. Ungefähr zehn Tropfen davon genügen für ein Glas Wasser.

Kopfkissen aus Papier sollen denen aus Federn vorzuziehen sein, weil man kühler darauf schläft. Man zerreißt altes Papier (unbedrucktes ist wegen des Geruches der Druckerwärze vorzuziehen) in sehr kleine Stücke und stopft diese in einen Bezug von Zwillich, bis er voll ist. Je feiner das Papier, um so leichter sind die Kissen. Ob das Rascheln des Papiers den Schlafenden nicht stört, vermögen wir freilich nicht zu sagen.

Milch brennt nicht an, wenn das ganz saubere, nur zum Milchbochen bestimmte Kochgeschirr mit kaltem Wasser ausgespült wird, ehe die Milch hineinkommt.

Aus der höheren Töchterschule.

Lehrer: „Warum treten in den Fabeln nur Tiere an?“
Nun, kann es mir niemand sagen?“

Schülerin: „Damit man sich nicht getroffen fühlt!“

Ein boshafter Gast.

„Wissen Sie nicht einen hübschen Namen für meine Weinstube?“

„Gewiß, Herr Wirt! . . .“

Nennen Sie sie: Zum Diogenes.“

„Diogenes? Wer war denn das?“

„Das war ein griechischer Philosoph, der in einem Weinsäß saß und Wasser trank!“

Strandbosheit.

A. (im Seebad): „Sehen Sie nur die dicke Kommerzienrätin in den Fluten.“

„Wie viel Tonnen Wasser mag die wohl verdrängen?“

Aus der Rolle gefallen.

Präsident: „ . . . Erzählen Sie uns einmal den Hergang, Angeklagte!“

Röchin: „Schauen S', meine Herren: Die Familie saß g'rad' bei Tische, die Krebsuppe war abgegessen, der Stangenspargel mit Schinken war auch abgetragen, und ich bracht' g'rad' den Indian herein . . .!“

Präsident (dem der Mund wässert): „Mit oder ohne Trüffel?“

✻ **Lustiges.** ✻

Immer Geschäftsmann.

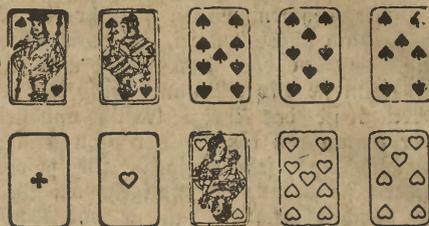


„Vater, ich will Dir was sagen: ich lehre jetzt um!“

„Umkehren? Haben wir erst gemacht die teure Reise und mi' willstest steigen bloß fünfzig Prozent?“

✻ **Nachtsch.** ✻

1. Skatenaufgabe.



Auf obige Karte spielt Vorhand Pit-Solo und gewinnt mit Schneider, obwohl kein Auge im Skat liegt. Wie waren die Karten verteilt und wie der Gang des Spiels?

2. Silbeurätsel.

a a ab bo bruck bu can gen in inns la ma me o pe pha ra re ri rith ry ter tik vi

Aus den vorstehenden 25 Silben sind sieben Worte zu bilden, welche bezeichnen: 1. eine Stadt in England, 2. einen Teil der Mathematik, 3. ein Spiel, 4. eine Naturerscheinung, 5. eine russische Münze, 6. einen Gnapaß in der Schweiz, 7. eine österreichische Universitätsstadt. — Die Anlaute der Worte, von oben nach unten gelesen, und die Auslaute, von unten nach oben gelesen, nennen zwei bekannte ehemalige Staatsmänner.

3. Rätsel.

Es schmiegt sich weich um Deine Glieder,
Schwingt durch die Luft sich hin und wieder,
Auch dient es als des Hauptes Schmuck
Seit alter Zeit. — Es wirkt dem Druck
Des Stoßes und der Last entgegen,
Und hilft manch nützlich Ding bewegen.
Gewand und sicher bannst sein Zug
Selbst der Gedanken raschen Flug,
Und schweigend tausendmal im Leben
Muß es Dir Red' und Antwort geben.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Drei Weiber, drei Gänse und drei Frösche dabei machen ein Jahrmarkt mit ihrem Gefährt.
2. Enns, Republik, Sonett, Terzerol, Waterloo, Annam, Gijera, Sommer, Dienstag, Anwalt, Nachtrau, Natrium, Wal, Apfel, Garonne, Schuh. — Erst wags, dann wags. Sellmut Graf Volzke.
3. Orient, Orient.

Auch ein Vorteil.

A.: „ . . . Ein erbärmliches Nest, in dem Du hier wohnst, Bummel!“

B.: „Ach ja, aber bequem; wenn ich nachts meine Wohnung nicht finden kann, dann brauche ich höchstens in fünfzehn Häusern anzufragen!“

Während der Ferien.

„Du, Maxl, morgen ist die große Mondfinsternis!“

„D schade, daß wir keine Schule haben!“

„Wieso denn?“

„Nun, da kriegten wir doch morgen frei!“

Verunglückte Schmeichelei.

Festlich sind die glänzenden Säle des Bankiers Goldheimer geschmückt, und eine zahlreiche Gesellschaft unterhält sich schon längere Zeit mit Tanz und Kartenspiel, als der Minister eintritt.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, gnädige Frau“, sagte er verbindlich zur Wirtin, „daß ich zu spät erscheine!“

„D“ erwiderte diese, sich tief verneigend, „D Excellenz können — nie zu spät kommen!“

Druckfehler.

Als die Hausfrau in die Speisekammer trat, blühte Luise sie ziemlich übernascht an.